



Abb. 3.

- a) Tierkopf in Stil I nach Salin,  
Thierornamentik Abb. 515b.  
b) Tierkopf aus der Goldscheibe  
Taf. 34, 1.

erreichbar sind. Der Fall ist indessen so klar, daß zuständigere Fachgenossen nur zu einer Vermehrung der Einzelbeweise gelangen werden. Dies erhärtet das Gesamturteil P. Paulsens, der auf Grund umfassender Kenntnis des Wikingerschmucks sprechen kann und dieses Stück (brieflich) als „eine vollkommene Fälschung“ bezeichnet.

## IV

Dem Gesagten ist nur noch wenig beizufügen. Daß die Scheibe gefälscht ist, wurde bereits bei der Veröffentlichung der Adlerfibel ausgesprochen<sup>10</sup>. Dr. van Scheltema hat in seiner Entgegnung dies ebenso übergangen wie wesentliche Fragen, die bei der Verurteilung der Adlerfibel erörtert wurden.

Was das Vorgehen bei der Veröffentlichung solcher Stücke betrifft, so kann eine grundsätzliche Bemerkung nicht unterdrückt werden. Im Laufe des Jahres 1938 war die Adlerfibel bereits angezweifelt worden. Unter diesen Umständen war eine gewisse Vorsicht bei der Veröffentlichung eines Stückes gleicher Herkunft angebracht. In einem Aufsatz, der eine Veräußerung einleiten konnte, hätte der Hinweis nicht unterlassen werden sollen, daß Marwitz der derzeitige Besitzer war.

München.

Hans Zeiß.

### Kleine Mitteilungen.

**Neue Funde im Saarland.** Die Tätigkeit des Konservatoramtes Saarbrücken führte neben der Ansammlung von vielem Fundmaterial, das zum Teil von planmäßigen Ausgrabungen stammt, auch zur Sicherstellung von vier besonders schönen Funden, die hier kurz zur Kenntnis gebracht werden.

1. In der Lehmgrube eines Ziegeleibetriebes bei Ludweiler, Kr. Saarbrücken, wurde ein Faustkeil der älteren Steinzeit (Abb. 1 a—c) gefunden, der seiner Form nach dem Acheuléen zugeschrieben werden kann. Der Faustkeil steht vorläufig noch als Einzel Fund da; die Fundstelle wird weiter beobachtet. Länge des Faustkeils 22,3 cm.<sup>1</sup>

2. Während des Krieges im Westen wurde bei Saarlautern ein Hortfund der Urnenfelderstufe sichergestellt. Er besteht aus einem Schwert, einer Anzahl Schaftlappenbeilen, Lanzenspitzen, Sichel, Armringen, kleinen Ringen usw. Zeitstellung: 2. Stufe der Urnenfelderkultur (Reinecke Hallstatt B). Der Fund wird in diesem Anzeiger veröffentlicht.

3. Am „Großen Weiherdamm“ zwischen Ludweiler und Lauterbach, Kr. Saarbrücken, liegt im Wald eine Stelle, die schon an der Oberfläche als Schutthaufen einer größeren römerzeitlichen Bauanlage zu erkennen ist. Hier kamen beim Ausgraben von Baumstümpfen zwei kleinere Epona-Reliefs aus Sandstein zum Vorschein. An der Fundstelle wird eine kleine Nachgrabung vorgenommen.

<sup>10</sup> Germania 24, 1940, 269 Anm. 4.

<sup>1</sup> Prof. H. Obermaier teilt mir mit: „Die mir übersandten Photos geben einen selten schönen Faustkeil wieder, anscheinend aus Feuerstein und mit starker weißlicher Patinierung. Das Stück ist typisch für das jüngere Acheuléen und fällt mehr oder minder in die ältere Hälfte der vorletzten (dritten) Eiszeit.“

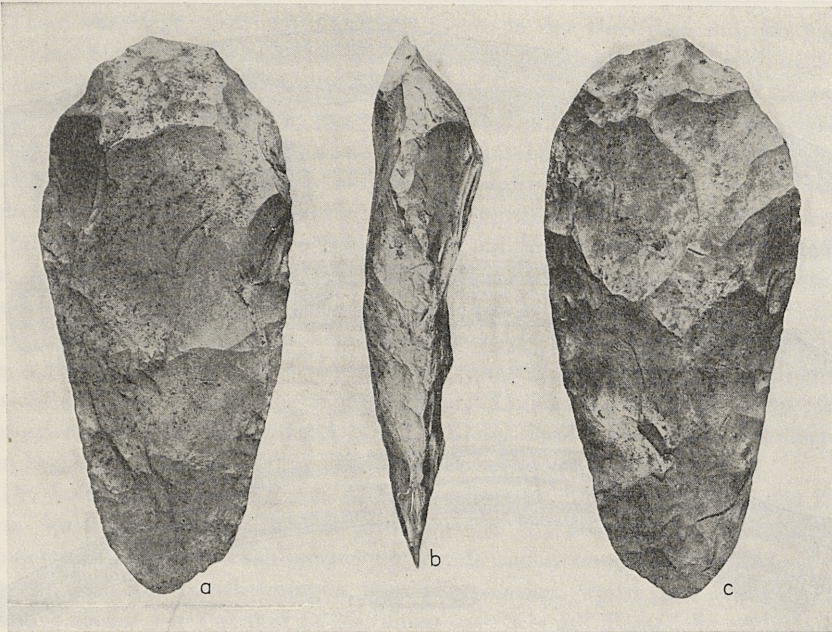


Abb. 1. Acheul-Faustkeil von Ludweiler. M. 1:3.

4. Bei Erdabtragungen am alten Friedhof in Saarlautern-Roden wurden neben mehreren mittelalterlichen Steinsärgen, einem frühchristlichen Steinsarg und Mauerresten der alten romanischen Kirche auch das Bruchstück eines Viergöttersteines, ein sehr guter Torso einer männlichen Gottheit und römische Tongefäßscherben, Ziegelstücke u. a. m. gefunden. Der Sandsteintorso stellt einen nackten männlichen Körper mit Stand- und Spielbein, anliegendem rechten und erhobenem linken Arm dar. Über die linke Schulter hängt am Rücken herab ein faltiger Mantel. Wegen des erhobenen linken Armes darf eine Identifizierung mit Merkur angezweifelt werden.

J. Keller.

**Ein unerklärtes spätneolithisches Gerät.** In einem vorläufigen Bericht über die reichen Fundergebnisse aus einem spätneolithischen Flachgräberfeld von Västerbjers (Ksp. Gothems) im Ostteil der Insel Gotland<sup>1</sup> weist M. Stenberger kurz unter Angabe verschiedener Entsprechungen auch auf ein hier in drei Exemplaren erscheinendes Hirschhorngerät hin, für das seither eine befriedigende Erklärung fehlt. Es handelt sich um etwas über 0,30 m lange geglättete Hirschgeweihsprossen mit einer Durchbohrung geringen Ausmaßes in der Nähe des dickeren Endes. In zwei Fällen lag in dem genannten Gräberfeld dieses Gerät auf den unteren Extremitäten des Skelettes; in dem Bohrloch stak zudem noch ein geglätteter, lose sitzender Knochenpflock. In Gotland begegnet das nämliche Gerät in einer gleichalterigen Körperbestattung von Visby; es lag hier aber auf der Brust des Skelettes. In Norden kennt man dieses Gerät noch aus einer Anzahl Einzelgräber in Schonen; in einem Falle, in Åraslöv (Ksp. Nosaby), fand es sich auf der Brust des Skelettes. Leider erfahren wir nicht recht, ob das Vorkommen im Norden sich auf Männer- oder Frauengräber beschränkt, was immerhin zur Erklärung des Zweckes dieses Gerätes mitbestimmend sein müßte. Stenberger nennt dann als Gegenstück aus Mitteleuropa noch eine durchbohrte Hirschgeweihsprosse aus einem von N. Niklasson<sup>2</sup> an einer entlegenen Stelle veröffentlichten

<sup>1</sup> Acta Archaeologica 10, 1939, 91–93 (78. 87. 95).

<sup>2</sup> Werkszeitung f. d. Braunkohlenwerke des unteren Geiseltales Nr. 24, 1927, 6 Abb. 7.

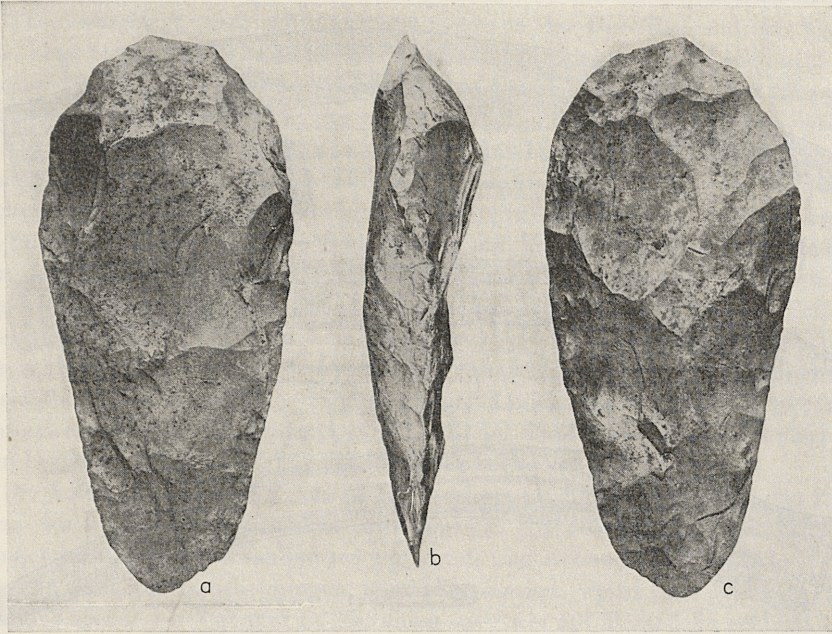


Abb. 1. Acheul-Faustkeil von Ludweiler. M. 1:3.

4. Bei Erdabtragungen am alten Friedhof in Saarlautern-Roden wurden neben mehreren mittelalterlichen Steinsärgen, einem frühchristlichen Steinsarg und Mauerresten der alten romanischen Kirche auch das Bruchstück eines Viergöttersteines, ein sehr guter Torso einer männlichen Gottheit und römische Tongefäßscherben, Ziegelstücke u. a. m. gefunden. Der Sandsteintorso stellt einen nackten männlichen Körper mit Stand- und Spielbein, anliegendem rechten und erhobenem linken Arm dar. Über die linke Schulter hängt am Rücken herab ein faltiger Mantel. Wegen des erhobenen linken Armes darf eine Identifizierung mit Merkur angezweifelt werden.

J. Keller.

**Ein unerklärtes spätneolithisches Gerät.** In einem vorläufigen Bericht über die reichen Fundergebnisse aus einem spätneolithischen Flachgräberfeld von Västerbjers (Ksp. Gothems) im Ostteil der Insel Gotland<sup>1</sup> weist M. Stenberger kurz unter Angabe verschiedener Entsprechungen auch auf ein hier in drei Exemplaren erscheinendes Hirschhorngerät hin, für das seither eine befriedigende Erklärung fehlt. Es handelt sich um etwas über 0,30 m lange geglättete Hirschgeweihsprossen mit einer Durchbohrung geringen Ausmaßes in der Nähe des dickeren Endes. In zwei Fällen lag in dem genannten Gräberfeld dieses Gerät auf den unteren Extremitäten des Skelettes; in dem Bohrloch stak zudem noch ein geglätteter, lose sitzender Knochenpflock. In Gotland begegnet das nämliche Gerät in einer gleichalterigen Körperbestattung von Visby; es lag hier aber auf der Brust des Skelettes. In Norden kennt man dieses Gerät noch aus einer Anzahl Einzelgräber in Schonen; in einem Falle, in Åraslöv (Ksp. Nosaby), fand es sich auf der Brust des Skelettes. Leider erfahren wir nicht recht, ob das Vorkommen im Norden sich auf Männer- oder Frauengräber beschränkt, was immerhin zur Erklärung des Zweckes dieses Gerätes mitbestimmend sein müßte. Stenberger nennt dann als Gegenstück aus Mitteleuropa noch eine durchbohrte Hirschgeweihsprosse aus einem von N. Niklasson<sup>2</sup> an einer entlegenen Stelle veröffentlichten

<sup>1</sup> Acta Archaeologica 10, 1939, 91–93 (78. 87. 95).

<sup>2</sup> Werkszeitung f. d. Braunkohlenwerke des unteren Geiseltales Nr. 24, 1927, 6 Abb. 7.

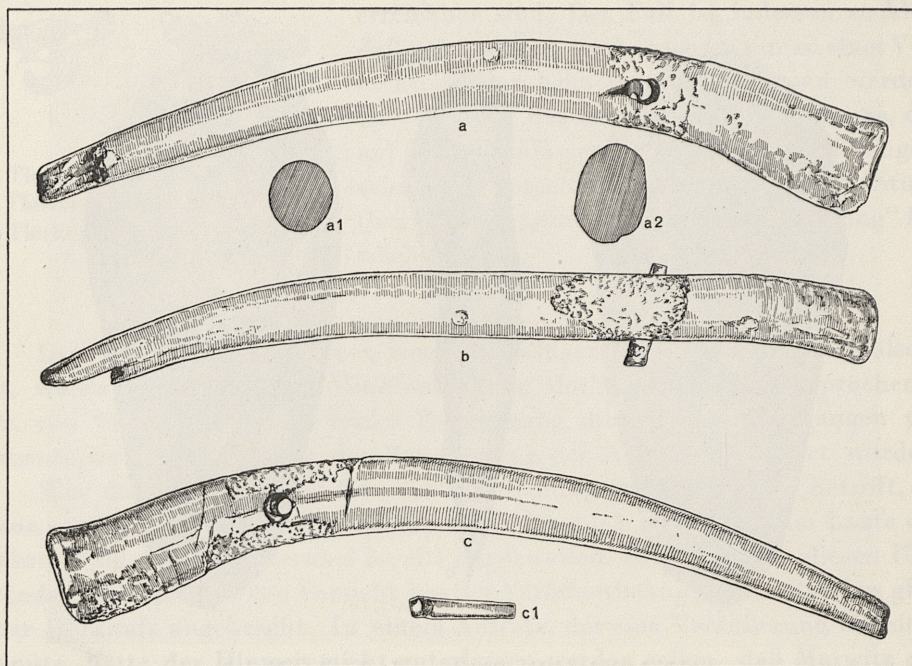


Abb. 1. Hirschhorngerät aus Altheim bei Landshut. M. 1:3.

schnurkeramischen Grabe (mit Amphore, Bechern usw.) vom Galgenberg bei Braunsdorf, Kr. Querfurt (Prov. Sachsen). Dieses Stück hat jedoch Niklasson auf Grund seiner erheblich größeren Durchbohrung als ein Hauinstrument angesprochen und bei ihm in zeichnerischer Ergänzung durch das Schaftloch einen kräftigen Stiel eingefügt.

Gedeutet wurden die durchbohrten Hirschgeweihsprossen der eingangs gekennzeichneten Art aus Schweden seither als Dolche, und zwar sollte bei der vermeintlichen Waffe das Loch zum Aufhängen an einer Schnur dienen. Mit Recht lehnt Stenberger, der freilich für diese Gerätform auch keine bessere Erklärung geben kann, eine solche Deutung ab, denn die Zugehörigkeit des Pflockes in dem Loch verträgt sich unmöglich damit. Übrigens dürfte man in einer Zeit, die Dolche der geläufigen Dolchform aus Metall oder Feuerstein vielerorts kannte, schwerlich noch solche Instrumente als Dolche benutzt haben. Allerdings ist Stenbergers Hinweis auf das Gerät aus dem schnurkeramischen Grabe von Braunsdorf als angebliche Parallele der schwedischen Stücke unzutreffend. Vielmehr ist hier die von Niklasson vorgeschlagene Ergänzung, wie wir sehen werden, durchaus berechtigt.

Für diese schwedischen Geräte gibt es nun auch in der Zone vor dem Nordrande der Alpen gute Entsprechungen, die zudem in einem Falle genau datiert sind, wenn es sich auch um ältere Zeiten als bei den Stücken von der Insel Gotland und aus Schonen handelt. Wir kennen das Gerät sowohl vom niederbayerischen Boden wie aus den Pfahlbauten der Schweiz.

Bei den kurz vor Ausbruch des Weltkrieges betätigten Ausgrabungen in der mit einem dreifachen Wall (Holzermauer) und Graben stark befestigten und bei einem heftigen Kampf zerstörten kleinen spätneolithischen Siedlung am linksseitigen Rande des weiten Isartales unterhalb Landshut abseits des Dorfes Alheim<sup>3</sup> wurden zwei

<sup>3</sup> Röm.-Germ. Korrespondenzbl. 8, 1915, 9f.; Bayer. Vorgeschichtsfreund 4, 1924, 13f.

derartige geglättete Hirschgeweihsprossen gefunden. In der einen größeren, die hier in Abb. 1a—c vorgelegt wird, saß gleichfalls locker in der Durchbohrung ein Knochenpflock. Das Stück, bei dem leider die Spitze abgebrochen ist, hat noch eine Länge von rund 0,35 m; das Wurzelende der Sprosse hat eine Stärke von rund 2,5 zu 4 cm. Von diesem Ende ist das Loch, das etwas schräg auf den Breitseiten der Sprosse zu 2,6 cm Länge mit einer Weite von rund 1 cm durchgebohrt ist, 9,5 cm entfernt, der Abstand ist hier also größer als bei den gotländischen Stücken. Der sichtlich aus Knochen bestehende, leicht konisch sich verjüngende runde Pflock ist 4,2 cm lang; seine Stärke beträgt am dickeren Ende 0,8 cm, auf der entgegengesetzten Seite 0,6 cm; neben dem dickeren Ende läuft ringsum eine ganz flache, gegen 0,5 cm breite, etwas unregelmäßige Einkehlung. Über und unter der Durchbohrung ist der Schaft der Sprosse unregelmäßig auf rund 5 cm Länge und 2,5—3 cm Breite absichtlich gerauht, daran schließen sich auf den Breitseiten des Schaftes, und zwar auf der einen Fläche gut sichtbar, fein eingeritzte, schräglaufende Linien an. Zweifellos bezweckte die Rauhung, eine Umwicklung durch ein Band oder dergleichen, durch die eingeritzten Linien begrenzt, auf dem glatten Schaft besser haften zu lassen.

Die befestigte Siedelung von Altheim gehört in die letzte neolithische Zeit vor Beginn des frühen Bronzealters in Mitteleuropa. Mit der Michelsberger Gruppe des Rheingebietes usw., den Pfahlbauten im Mond- und Attersee wie im Laibacher Moor nebst den jüngeren Erscheinungen von Schussenried, weiter mit Noßwitz, Ossarn, mit dem Vučedol bei Vukovar in Slavonien usw. wie mit Remedello schließt sich die südbayerische Alheimer Gruppe zu einem großen Kreise zusammen; in den gleichen zeitlichen Zusammenhang gehören auch die neolithischen Kragenflaschen, die Trichter- randgefäße, die Kugelamphoren u. a. weiter nördlich gelegener Gebiete. Die erwähnten Hirschhorngeräte aus Alheim, für die ich auch keine befriedigende Erklärung weiß, sind also erheblich älter als die schwedischen Stücke.

Das gleiche Gerät begegnet nun auch in den neolithischen Pfahlbauten der Schweiz.<sup>4</sup> Auch hier fehlt es an einer ausreichenden Deutung seiner Bestimmung. Leider ist das Vorkommen in der Schweiz allem Anschein nach zeitlich nicht so genau festgelegt wie in Niederbayern, wenn es sich auch voraussichtlich um den nämlichen Zeitabschnitt wie in Alheim handeln dürfte. Die Pfahlbauten der Schweiz bieten übrigens auch die Entsprechung des Gerätes aus einer Hirschhornsprosse mit größerem, zur Aufnahme eines kräftigen Stieles geeigneten Loch wie in dem schnurkeramischen Grabe von Braunsdorf.<sup>5</sup> Bei diesem Gegenstück, das als Waffe oder Haue für Hackbau angesprochen wurde, hat sich sogar noch der starke Holzstiel erhalten. Das bestätigt ohne weiteres die Richtigkeit der Ergänzung Niklassons. Zur Erklärung unserer Geräteform kann aber weder das sächsische noch das schweizerische Stück beitragen, immerhin dürfen wir hoffen, daß uns ethnographische Parallelen anderer Zeiten und Kulturgebiete hier einmal Aufschluß bringen werden.

Wenn im Süden, vor dem Alpenrande, insbesondere in Alheim, das hier besprochene Gerät erheblich früher erscheint als im Norden, so darf das nicht weiter befremden oder gar als eine Unstimmigkeit in der Datierung erachtet werden. Haben doch auch andere Gebrauchsgeräte neolithischen Charakters erweislich eine längere Lebensdauer, die sich keineswegs auf eine einzige der von uns ausgeschiedenen Zeitstufen beschränkt, sondern sich über mehrere Stufen erstreckt. Es sei hier beispielsweise nur an die sogenannten Pfeilglätter erinnert, die bei uns am Rhein in ziemlich frühen neolithischen Gräbern liegen, hingegen in der Ukraine und sonst im Osten erst viel später erscheinen und als bronzezeitlich bezeichnet werden.

P. Reinecke.

<sup>4</sup> V. Groß, *Les Protohelvètes* (1883) 17 Taf. 3, 10, von Fénil-Vinelz am Bieler See.

<sup>5</sup> Groß a. a. O. Taf. 3, 6, gleichfalls von Fénil-Vinelz.

**Ein altbronzezeitlicher Spangenbarren aus der Touraine.** In breiter Zone vor dem Nordrand der Ostalpen liegen, mit einer wesentlichen Erweiterung über die Donau hinaus durch die Budweiser Senke nach Böhmen, in gewisser Fülle Versteckfunde mit roh gegossenen Barren in Form von Halsringen und Spangen verschiedener Größe mit mehr oder minder umgebogenen Enden, die durch einzelne Begleitstücke anderer Art einwandfrei als altbronzezeitlich gekennzeichnet werden. Abgesehen von der Ausweitung des Verbreitungsgebietes nach Böhmen hinein wird nur einmal die obere Donau nordwärts durch einen derartigen Fund überschritten. Völlig außerhalb dieses Gebietes bleibt ein Fund angeblich aus Nordungarn, der seither meines Wissens immer noch keine Bestätigung durch etwaige besser bezeugte Entsprechungen aus dem Bereich des Karpatenrunds erfahren hat. Ihre Westgrenze erreicht die Verbreitung dieser Typen im Rheingebiet, von der linken Rheinseite ist nur noch je ein Beleg aus dem Elsaß und der Rheinpfalz vertreten. Für ein paar mit einer Fundortsangabe aus der Provinz Sachsen versehene Barren der bezeichneten Art fehlt jede Gewähr<sup>1</sup>.

Bei Durchsicht französischer Veröffentlichungen fiel mir ein offenbar gut beglaubigtes Vorkommen eines großen Spangenbarrens der geläufigen Art aus der Westhälfte Frankreichs auf, dessen Fundplatz von dem des kleinen elsässischen Barrenschatzes wiederum etwas mehr als 500 km weiter in Westrichtung liegt. Dieser aus der Touraine stammende Barren ist jedoch nicht in altbronzezeitlichem, sondern in viel jüngerem Zusammenhang gehoben worden.

Bei Azay-le-Rideau an der Indre (Dép. Indre-et-Loire), etwas mehr als 20 km westsüdwestlich von Tours, wurde auf der Flur La Grande-Borne im Jahre 1884 ein großer Bronzeschatz entdeckt, der, wie angegeben wird, gegen 600–700 Bruchstücke von Waffen, Gerät und Schmuck zu ein paar ganzen Beilen, einer Gußform von Bronze für ein Hohlbeil und Bronzeußkuchen umfaßte<sup>2</sup>. Aus dem Funde hat sich nur ein Teil der Sachen in zwei Privatsammlungen erhalten. Der noch vorhandene Bestand genügt jedoch zur einwandfreien Zeitbestimmung der Niederlegung des Schatzes, der mit dem bekannten Bronzefund von Petit-Villatte (Dép. Cher) in Berry<sup>3</sup> verglichen wird. Hohl-, Absatz- und Lappenbeile, Hohlmeißel, die Stücke der Griffzungenschwerter westlicher Form wie ein wohl zu einem Mörigerschwert gehöriges Klingensteinück, die Lanzen spitzen, Pferdegeschirteile, Blechreste u. a. m. verweisen den Versteckfund an das Ende des Bronzealters, in die Zeit unserer süddeutschen Urnenfelder. In diesem Funde lag nun auch ein 0,35 m langer, vollständig erhaltener Spangenbarren in Strigilisform mit massivem Körper und umgebogenen, ganz wenig löffelartig gehöhlten Enden. In der Veröffentlichung wurde das Stück lediglich als eine Klinge unbekanntes Gebrauchs bezeichnet.

Die Zugehörigkeit des Barrens zu dem frühhallstädtischen, größtenteils aus Brucherz bestehenden Schatz von Azay, der natürlich den geläufigen Anschauungen entsprechend als Werkstättenbesitz eines Bronze gießers angesprochen wurde, dürfte nach den gebotenen Unterlagen einwandfrei gesichert sein. Den Gedanken, daß sich hier etwa aus einem der uns nicht vollständig erhalten gebliebenen älteren bayerischen Spangenbarrenfunde eines der vielen verschollenen Stücke in französischen Besitz verirrt hat und dann mit Beständen des Metallschatzes von Azay vermengt worden ist, haben wir jedenfalls abzulehnen. Immerhin muß das Vorkommen einer seither nur altbronzezeitlich erwiesenen Form in endbronzezeitlichem Zusammenhange auffallen. Denn daß

<sup>1</sup> Schumacher-Festschrift (1930) 107f.; Germania 22, 1938, 4f.

<sup>2</sup> L. Dubreuil-Chambardel, La Touraine préhistorique (1923) 42f. Abb. 16–19. (Der Barren S. 41 Abb. 16 am rechten Rande neben dem Maßstab; kurz beschrieben S. 42 Mitte. Analyse eines Gußkuchens [S. 46]: Kupfer 85,2, Zinn 10,2, Antimon 2,8, Blei 1,8%.)

<sup>3</sup> Mém. Soc. des Antiquaires du Centre 13, 1885.

dieser eigenartige Barrentypus mit den umgebogenen Enden nach dem frühen Bronzealter noch allgemein üblich geblieben ist und sich bis zum Anfang der Hallstattzeit fortgesetzt hat, dafür fehlt es, soweit ich sehe, bisher an jeglichem Anhalt. Vielmehr kann es sich nach allem hier doch nur um ein altbronzezeitliches Stück handeln, das entweder eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, von Hand zu Hand wandernd, ohne in den Boden zu kommen, sich bis an das Ende des Bronzealters erhalten hat, oder aber, noch wahrscheinlicher, damals aus einem zufällig entdeckten altbronzezeitlichen Versteckfund mit solchen Barren etwa der Voralpenzone gehoben, seines Metallwertes wegen im Tauschwege schließlich bis in die Touraine weitergewandert und hier dann mit Stücken und Brucherz westlichen Charakters vereinigt dem schützenden Boden anvertraut worden ist.

Wir wissen aus der Zusammensetzung unserer jüngeren Bronzeschatzfunde, daß in ihnen im Gegensatz zu gut beglaubigten Grabausstattungen gelegentlich einmal mehr oder meist minder gut erhaltene Stücke wesentlich älterer Typen beigemischt sein können. Freilich ist die Zahl derartiger Funde keine große, immerhin sollte das spärliche einschlägige Material einmal kritisch zusammengestellt werden. Schwerlich deutet aber ein solches Vorkommen alter Stücke in dem späten Zusammenhang in jedem Falle an, daß der betreffende Gegenstand über kürzere oder längere Zeiten hinweg, von Generation zu Generation in Gebrauch bleibend, weitervererbt wurde, um schließlich, weil er zerbrach oder weil er völlig aus der Mode gekommen war, zum Brucherz geworfen zu werden. Namentlich da, wo es sich um einen merklich größeren zeitlichen Abstand handelt, haben wir vielmehr damit zu rechnen, daß der vollständig oder nur als Bruchstück auf uns gekommene Gegenstand in einer viel späteren Zeit bei gelegentlicher Erdbewegung oder aber auch bei absichtlicher Beraubung eines älteren Grabes gefunden und dann seines Metallwertes wegen aufbewahrt oder wieder weitergegeben wurde. Denn auch alte Grabberaubung in den fraglichen Zeiten war keine ganz unerhörte Erscheinung, es sei hier nur an die Zusammensetzung des von G. Karo veröffentlichten Metallschatzes erinnert, der am Ausgang mykenischer Zeit bei Tiryns vergraben worden ist<sup>4</sup>. Denn in unseren Versteckfunden spielt zum mindesten beim Brucherz der Metall- und nicht der Gegenstandswert der einzelnen Stücke die entscheidende Rolle, wie wiederholt schon betont wurde. Eben des Metallwertes wegen konnten sowohl gleichalterige wie auch vereinzelt ältere Bruchstücke von Hand zu Hand über weite Entfernungen hin wandern<sup>5</sup>, ohne daß wir fortgesetzt bei jedem Einzelfall in weitreichendem Austausch ausgiebige Handelsverbindungen mit Fertigfabrikaten aus den betreffenden Typen herauslesen dürfen, wie das zumeist geschieht. In diesem Sinne haben wir nun auch den altbronzezeitlichen Barren aus dem späten Bronzeschatz von Azay-le-Rideau zu verstehen.

P. Reinecke.

<sup>4</sup> Athen. Mitt. 55, 1930, 119f.

<sup>5</sup> So liegen z. B. in dem im Text genannten großen, 22 kg schweren Bronzeschatz von Petit-Villatte Bruchstücke nordischer Hängebecken und eines Nierenknaufschwertes. Auf die beiden Stücke des Schwertes hat seinerzeit G. Kossinna (Mannus 9, 1917, 181f.) unter dem Titel: „Ein norddeutsches Germanenschwert der jüngsten Bronzezeit im Herzen Frankreichs“ hingewiesen, wobei er natürlich daran dachte, daß ein ganzes Schwert usw. in das Chergebiet gekommen sein müßte. — Bezeichnend in dieser Hinsicht ist auch das Vorkommen des Bruchstückes eines Stabdreifüßes ostmittelmeerländischer Herkunft in dem neuerdings ausführlicher behandelten Bronzeschatz von Piediluco bei Terni im südlichen Umbrien (Bull. Paletn. Ital. N. S. 3, 1939, 143f.). — Unsere Brucherzfunde bieten, wie man sich klarmachen muß, keinen positiven Anhalt dafür, daß bei jedem in ihnen liegenden Bruchstück eines Gegenstandes aus anderen Kulturgebieten es sich lediglich um Einfuhr von neuer, unversehrter Handelsware handeln müßte. Wie weit bei solchen Vorkommen auch an Beutegut zu denken ist, soll hier nicht weiter erörtert werden.

**Spatzenhausen-Absam-Cascina Ranza.** Die Erwerbung eines in Absam bei Hall gefundenen Gegenstückes zu dem Schwert von Spatzenhausen durch das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum<sup>1</sup> veranlaßte eine Überprüfung der Einwände J. E. Forssanders gegen die Zugehörigkeit eines entsprechenden Schwertgriffes (Taf. 35, 2) zum Fund von Cascina Ranza bei Mailand<sup>2</sup>. Wesentliche Ergebnisse der Nachprüfung und die Abbildung verdanke ich der Freundlichkeit von P. Laviosa-Zambotti. Forssander glaubte feststellen zu können, daß der von O. Montelius<sup>3</sup> nach einer Zeichnung B. Salins abgebildete Griff nicht, wie Montelius angibt, zu einem der Kurzschwerter oder Dolche des Hortes (Taf. 35, 1. 3) gehöre, und meinte ihn daraufhin aus dem Bestand des Fundes ausscheiden zu sollen. Die erstere Beobachtung trifft zu, Montelius hielt die Zeichnung Salins zu Unrecht für die des Griffes eines der beiden Kurzschwerter. Das Stück gehört aber dennoch zum Hortfund, dessen Geschichte P. Castelfranco eingehend schilderte<sup>4</sup>. Danach wurden die meisten Stücke im Dezember des Jahres 1887 von Arbeitern einer Lehmgrube gefunden, in üblicher Weise mißhandelt und dann unter die Finder verteilt, worauf Grundeigentümer und Unternehmer sie stückweise erwarben und dem Ingenieur I. De Strani schenkten. Letzterer bemühte sich auch weiterhin um die Zustandebringung des Fundes, den er Castelfranco zugunsten eines von diesem zu bestimmenden Museums übergab. Castelfranco vermochte selbst durch eine Grabung im Juli des Jahres 1888 noch einige Stücke hinzuzufügen und veröffentlichte im gleichen Jahre den also zusammengekommenen Bestand. Der handschriftliche „Catalogo del Museo Patrio di Archeologia in Milano“ verzeichnet ihn unter II 2659f. Am 21. Februar 1889 aber werden unter 3018 als neue Gabe von „Destrani“ der Schwertgriff, sechs Lanzen spitzen und drei coltelli ascia, sämtlich aus dem Ripostiglio della Cascina Ranza verzeichnet. Castelfranco gibt unter Hervorhebung einer bella impugnatura di pugnale von dieser und weiterer Vergrößerung des geborgenen Hortbestandes auch Nachricht<sup>5</sup>. Danach besteht für den Schwertgriff dasselbe Maß von Sicherheit für Zugehörigkeit zum Hort wie für alle anderen Stücke.

Spatzenhausen, Kr. Weilheim, und Absam bei Hall deuten den Weg an, auf dem das Mailänder Schwert über die Alpen gelangte. Ein Schwert des gleichen Typus von Au am Leitha-Gebirge ist lange bekannt<sup>6</sup>, und F. Holste weist mich auf die Exemplare von „Oberbayern“ und „Worms“ hin<sup>7</sup>. Spricht schon die Fundstatistik für nordalpine Heimat der Form, so kommt hinzu, daß diese weiterhin in den Vorformen zu guten Schwertern mit achtkantigem Griff nachwirkt. Durch die Linse auf der Knaufplatte, wie sie der Griff von Cascina Ranza zeigt, wird man entschieden an die Knaufplatten gewisser ungarischer Schwerter erinnert<sup>8</sup>, und dort wird wohl die Wiege der Form zu suchen sein. Cascina Ranza bietet das einzige Exemplar in geschlossenem Fund. Es

<sup>1</sup> Abbildung des Griffes in „Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Neuerwerbungen 1938/39“, Katalog der Sonderausstellung 1939 Nr. 1. Die allem Anschein nach mitgeführte Lanzen spitze jedoch fälschlich der „mittleren Bronzezeit“ zugeschrieben. Der Fund wird von K. Willvonseder in einem Nachtrag zu „Die mittlere Bronzezeit in Österreich“ behandelt werden.

<sup>2</sup> J. E. Forssander, Der ostskandinavische Norden während der ältesten Metallzeit Europas (1936) 223f. Danach Willvonseder a. a. O. 93 Anm.

<sup>3</sup> O. Montelius, La civilisation primitive en Italie (1895) Taf. 28, 10 a; ders., Die vorklassische Chronologie Italiens (1912) Taf. 3, 3 und Abb. 450 b. — In das Schwerterverzeichnis U. Rellinis, Bull. Paletn. Ital. 46, 1926, 74, ist der Griff nicht aufgenommen.

<sup>4</sup> Bull. Paletn. Ital. 14, 1888, 145.

<sup>5</sup> Not. Scavi 1889, 96, wiederholt in Bull. Paletn. Ital. 16, 1890, 54.

<sup>6</sup> Jahrb. f. Altkd. 5, 1911, 244 a Abb. 26; Willvonseder a. a. O. Taf. 51, 4.

<sup>7</sup> „Oberbayern“ oder „München, Bogenhausener Brücke“: J. Nestor, Sargetia 1, 1937 Taf. 1, 4; „Worms“: F. Kutsch, Nass. Ann. 48, 1927, 46 Abb. 2, 1.

<sup>8</sup> Z. B. Arch. Ért. 12, 1892, 375 Abb. 3, 1 c.





Aus dem Hort von Cascina Ranza.  
(Museo di Milano, Mailand). M. etwa 2:3.



wäre freilich verfehlt, nun zu schließen, daß diese Schwerter, deren Fortleben doch in den Formen der Stufe C Reineckes fühlbar ist, der frühen Bronzezeit angehören, vielmehr bezeugt die wiederhergestellte Einheit des Hortes von Cascina Ranza, daß dieser zeitlich mit voller süddeutscher Hügelgräberzeit gleichzusetzen ist, auch wenn andere seiner Formen nördlich der Alpen nur in älterem Zusammenhang auftreten.

G. von Merhart.

**Zur Zweckbestimmung der trichterartigen Bronzen in der Art derjenigen von Kelheim a. D.** Im Jahrgang 1932 dieses Anzeigers<sup>1</sup> hat P. Reinecke „Eine merkwürdige Frühhallstattbronze“ beschrieben und abgebildet, die in einem Frühhallstattbrandgrabe in Kelheim a. D. gefunden worden und deren Zweckbestimmung ihm rätselhaft geblieben ist. Er schließt als unwahrscheinlich aus: ein Kultsymbol oder Kultgerät, einen Schildbuckel oder Helmaufsatz, ein Gefäß oder Trichter, ein Klanggerät und einen Möbel- oder Wagenbestandteil (z. B. Radachsen-Kapsel).

Reinecke lehnt mit gutem Recht die Bestimmung als „Trichter“ ab (obwohl die entsprechenden, auch von ihm erwähnten trichterförmigen Geräte aus den Schweizer Pfahlbauten die besten Parallelen bilden), weil das Kelheimer Fundstück nicht bloß durch die Bronzestange die enge Öffnung ganz verschließt, sondern auch innen in der Röhre noch Spuren des Gußkernes zu sehen seien. So scheint ihm Voraussetzung zu sein — und er bildet auch den Gegenstand so ab —, daß der „Trichter“ den Standfuß für den überragenden Bronzestiel darstellte.

Ich frage mich aber, ob nicht der Bronzetrichter nach oben gedreht zu denken ist, der Bronzestiel nach unten und hier als Griff des Trichters diene, der Trichter jedoch nicht als Trichter diene, sondern bloß als Resonanzboden für eine kleine Trommel. Ich habe den Versuch gemacht, ob diese Deutung tatsächlich auf der Möglichkeit beruht, durch Überziehen der weiten Trichteröffnung mit einer dünnen Haut (einer gleich großen, ähnlich geformten Tasse, die Haut durch eine Gummischnur unter dem vorstehenden Rande festgespannt) und darauf ausgeführte Trommelbewegung mit einem kleinen hölzernen Schlegel — der Versuch ist vollkommen gelungen. Er hätte sogar auf noch kleinerem Raume, z. B. von halbem Umfange, genügt, um eine Art Negergesang in rhythmischem Takt gut hörbar zu begleiten.

Für eine derartige Bestimmung war das von Reinecke gerügte Fehlen der Retuschierung der Innenseite des „Trichters“ nicht notwendig, wohl aber der überkragende Rand zur Befestigung der Trommelhaut. Und bei der Kleinheit des Gegenstandes war die Anbringung eines Stiels als Handhabe durchaus gegeben.

Wenn ich recht gesehen habe, so haben wir hier also ein neues Musikinstrument der Vorzeit vor uns, das zusammen mit Rasselringen, Händeklatschen und Gesang die prähistorischen Tänze rhythmisch begleiten konnte.

Die „Kleinheit“ dieser „Trommeln“ kann nur auffallen, wenn man sie mit unseren heute üblichen Trommeln und Pauken vergleicht (die eben auf Wirkung auf große Hörweiten berechnet sind), oder gar mit Signaltrommeln der afrikanischen Neger; aber die Tänze der Vorzeit vollzogen sich ja barfuß, also nicht mit Schuhplattlergeräusch. Selbst das Mittelalter kannte noch Miniaturtrommeln, die der Spielende einfach wie ein kleines Näpfchen auf der linken Hand hielt, während die Rechte ein ebenso kleines Stäbchen als Trommelschlegel in Bewegung setzte. Ich erinnere nur an mein Pergamentblatt des 12. Jahrhunderts, wo eine junge Frau einem vor ihr tanzenden Faun mit Distelstrauß den Takt auf einem kleinen Trömmelchen auf ihrer linken Hand vortrommelt<sup>2</sup>. Übrigens werden ja schon neolithische Tongefäße als „Trommeln“ angesprochen.

<sup>1</sup> Germania 16, 100 ff. u. Taf. 6.

<sup>2</sup> R. Forrer, Unedierte Federzeichnungen, Miniaturen und Initialen des Mittelalters I (1902) Taf. 2.

wäre freilich verfehlt, nun zu schließen, daß diese Schwerter, deren Fortleben doch in den Formen der Stufe C Reineckes fühlbar ist, der frühen Bronzezeit angehören, vielmehr bezeugt die wiederhergestellte Einheit des Hortes von Cascina Ranza, daß dieser zeitlich mit voller süddeutscher Hügelgräberzeit gleichzusetzen ist, auch wenn andere seiner Formen nördlich der Alpen nur in älterem Zusammenhang auftreten.

G. von Merhart.

**Zur Zweckbestimmung der trichterartigen Bronzen in der Art derjenigen von Kelheim a. D.** Im Jahrgang 1932 dieses Anzeigers<sup>1</sup> hat P. Reinecke „Eine merkwürdige Frühhallstattbronze“ beschrieben und abgebildet, die in einem Frühhallstattbrandgrabe in Kelheim a. D. gefunden worden und deren Zweckbestimmung ihm rätselhaft geblieben ist. Er schließt als unwahrscheinlich aus: ein Kultsymbol oder Kultgerät, einen Schildbuckel oder Helmaufsatz, ein Gefäß oder Trichter, ein Klanggerät und einen Möbel- oder Wagenbestandteil (z. B. Radachsen-Kapsel).

Reinecke lehnt mit gutem Recht die Bestimmung als „Trichter“ ab (obwohl die entsprechenden, auch von ihm erwähnten trichterförmigen Geräte aus den Schweizer Pfahlbauten die besten Parallelen bilden), weil das Kelheimer Fundstück nicht bloß durch die Bronzestange die enge Öffnung ganz verschließt, sondern auch innen in der Röhre noch Spuren des Gußkernes zu sehen seien. So scheint ihm Voraussetzung zu sein — und er bildet auch den Gegenstand so ab —, daß der „Trichter“ den Standfuß für den überragenden Bronzestiel darstellte.

Ich frage mich aber, ob nicht der Bronzetrichter nach oben gedreht zu denken ist, der Bronzestiel nach unten und hier als Griff des Trichters diente, der Trichter jedoch nicht als Trichter diente, sondern bloß als Resonanzboden für eine kleine Trommel. Ich habe den Versuch gemacht, ob diese Deutung tatsächlich auf der Möglichkeit beruht, durch Überziehen der weiten Trichteröffnung mit einer dünnen Haut (einer gleich großen, ähnlich geformten Tasse, die Haut durch eine Gummischnur unter dem vorstehenden Rande festgespannt) und darauf ausgeführte Trommelbewegung mit einem kleinen hölzernen Schlegel — der Versuch ist vollkommen gelungen. Er hätte sogar auf noch kleinerem Raume, z. B. von halbem Umfange, genügt, um eine Art Negergesang in rhythmischem Takt gut hörbar zu begleiten.

Für eine derartige Bestimmung war das von Reinecke gerügte Fehlen der Retuschierung der Innenseite des „Trichters“ nicht notwendig, wohl aber der überkragende Rand zur Befestigung der Trommelhaut. Und bei der Kleinheit des Gegenstandes war die Anbringung eines Stiels als Handhabe durchaus gegeben.

Wenn ich recht gesehen habe, so haben wir hier also ein neues Musikinstrument der Vorzeit vor uns, das zusammen mit Rasselringen, Händeklatschen und Gesang die prähistorischen Tänze rhythmisch begleiten konnte.

Die „Kleinheit“ dieser „Trommeln“ kann nur auffallen, wenn man sie mit unseren heute üblichen Trommeln und Pauken vergleicht (die eben auf Wirkung auf große Hörweiten berechnet sind), oder gar mit Signaltrommeln der afrikanischen Neger; aber die Tänze der Vorzeit vollzogen sich ja barfuß, also nicht mit Schuhplattlergeräusch. Selbst das Mittelalter kannte noch Miniaturtrommeln, die der Spielende einfach wie ein kleines Näpfchen auf der linken Hand hielt, während die Rechte ein ebenso kleines Stäbchen als Trommelschlegel in Bewegung setzte. Ich erinnere nur an mein Pergamentblatt des 12. Jahrhunderts, wo eine junge Frau einem vor ihr tanzenden Faun mit Distelstrauß den Takt auf einem kleinen Trömmelchen auf ihrer linken Hand vortrommelt<sup>2</sup>. Übrigens werden ja schon neolithische Tongefäße als „Trommeln“ angesprochen.

<sup>1</sup> Germania 16, 100 ff. u. Taf. 6.

<sup>2</sup> R. Forrer, Unedierte Federzeichnungen, Miniaturen und Initialen des Mittelalters I (1902) Taf. 2.

Auch die Kelheimer Trichterbronze möchte man ihrer zierlichen Bronzehandhabe wegen wohl eher in der Hand einer Trägerin sehen als in der Hand eines robusten Mannes. Ebendaraufhin dürfte auch jene lange bronzene Gewandnadel sprechen, die Reinecke aus dem Pfahlbau Wollishofen erwähnt und die nach oben in einen solchen Bronzetrichter abschließt. Dort scheint also das Trömmelchen direkt einen Bestandteil des Frauengewandes gebildet zu haben.

Ist meine Deutung richtig, so wird man in Zukunft die Kelheimer Bronze nicht mit dem Stil nach oben, sondern als Handhabe nach unten, den Trichter nach oben abzubilden haben.

Ich habe oben der durchaus verwandt geformten Bronzetrichter aus den Schweizer Pfahlbauten der späteren Bronzezeit gedacht, wie sie bereits Reinecke als Parallelformen zitiert hat<sup>3</sup>. Man hat sie bisher immer als wirkliche „Trichter“, d. h. als Geräte zum Durchlassen einer Flüssigkeit aufgefaßt, doch gab schon damals der auf die eben erwähnte lange Bronzenadel aufgesteckte derartige Trichter der Ansicht Raum, daß sie als Nadelköpfe gedient haben könnten. Meine Vermutung geht nun dahin, daß die kleine Trichtertülle zum Einstecken eines Holzstäbchens als Handgriff diene. Dieser Holzgriff ist aber immer verschwunden, nur die bronzene Trommel ist übriggeblieben. Bei dem Trichter mit eingesteckter langer Bronzenadel mag diese dem Zweck gedient haben, die Trommel am Gewand gewandnadelähnlich festzuhalten.

Reinecke nimmt an, daß wie ein Klanggerät, so auch ein Kultgerät für die Bronze von Kelheim auszuschließen sei. Daß ein Klanggerät möglich ist, glaube ich klar gezeigt zu haben. Daß damit sich aber auch der Gedanke an ein Kultgerät nahelegt, brauche ich wohl nicht lange zu begründen, da ja mit dem antiken Kult nicht bloß Tänze, sondern auch sonst allerlei Tongeräusche in Verbindung gebracht worden sind, u. a. Rasselgeräusche wie Sistrumgerassel und Trommelgeräusche wie Tamburinschlagen, Flötenspiel und dergleichen mehr.

Wer noch an meiner Deutung dieser merkwürdigen kleinen Trichtergebilde als Miniaturtrommeln zweifelt, wiederhole meine oben geschilderten Versuche an den beiden Trichterformaten auf ihre Trommelwirkung; er wird, glaube ich, gerne von der Möglichkeit und Richtigkeit überzeugt sein, daß die Trichter, mit eingestecktem, wohl zumeist hölzernem Stiel als Handhabe versehen, sehr gut als eine Art kleiner Handtrommel denkbar sind.

R. Forrer.

**Ein Ziegelstempel der *legio V Alaudae* von Montferland.** Vor 100 Jahren wurde 3 km westlich von Emmerich auf dem in Holland gelegenen Hügel Montferland das Bruchstück eines römischen Ziegelstempels gefunden, das — anscheinend verschollen — bis heute allen Versuchen einer befriedigenden Lesung, Ergänzung und Auslegung getrotzt hat. Es wurde zuerst von Janssen im „Gelder'schen Volksalmanak voor 1842“, 207 veröffentlicht. A. Dederich berichtete darüber in den Bonn. Jahrb. 33/34, 1863, 280: „Janssen hatte auf der östlichen Seite des Berges ein römisches Ziegelfragment gefunden, und auf dessen mehr eingekratzter als eingeschriebener und eingedruckter Inschrift am Schluß die Zeichen ΓEVI zu erkennen geglaubt und mit *le(gio) (sexta)* erklärt.“ Zugleich veröffentlichte Dederich einen neuen auf Montferland gefundenen Ziegel, der in der Tat einen Kreisstempel der *leg. VI vict. p. f.* aufwies. Die beiden Montferlander Stempel wurden dann im Jahre 1867 in Brambachs Corpus Inscript. Rhenan. unter Nr. 131 aufgenommen. Schließlich hat im Jahre 1923 das CIL. XIII 12163, 1 zwar den Kreisstempel der *leg. VI*, wenn auch ohne Angabe seiner heutigen Aufbewahrung, verzeichnet, jedoch das Bruchstück des ältesten Montferlander Stempels

<sup>3</sup> Er zitiert V. Groß, Les Protohelvètes (1883) und ebenfalls Schweizer Pfahlbaufunde, die verschiedenen Pfahlbautenberichte, als Fundorte u. a. Estavayer, Wollishofen, Zug. Ein gleiches Stück fand ich bei einem Frankfurter Antiquar und schenkte es dem Berner Museum.



Ziegel der legio V. M. 1:3,5.

überhaupt nicht erwähnt. Zum Glück sind die beiden Monterfelder Ziegel noch erhalten. Wie Herr Studienrat Düffel in Emmerich mir mitteilte, befindet sich der klare Kreisstempel der *leg. VI* in der Sammlung des Gymnasiums in Emmerich und das rätselhafte Bruchstück des anderen Ziegelstempels im Archäologischen Institut zu Utrecht<sup>1</sup>. Das uns freundlichst zugestellte Lichtbild des kleinen jetzt 100jährigen Jubilars (Abb. 1) setzt uns in den Stand, endlich die richtige Lesung und Ergänzung seines Textes und damit eine richtige Vorstellung von seinem geschichtlichen Wert zu gewinnen. Er verdient eine besondere Beachtung, weil sein Wortlaut ihn als einen der ältesten römischen Ziegelstempel des Rheinlandes ausweist.

Wenn seine Entzifferung bislang nicht gelingen wollte, so waren daran besonders zwei epigraphische Eigenheiten schuld: erstens die vertiefte, von rechts nach links zu lesende Spiegelschrift und zweitens die ungeschickte Form der beiden letzten Buchstaben, die nicht ein  $\text{VI}$  oder  $\text{VI}$ , sondern  $\text{I}\text{V}$  vorstellen sollen. Lesbar ist bei genauem Zusehen

$\text{I}\text{V}\text{E}\text{L}\text{A}\text{V}\cdot\text{S}$

*S(exti) Valeri(i)* (rückl.).

Aber das war nicht der vollständige Stempel. Das einzige vollständige Exemplar, das von diesem Stempeltyp bisher bekannt geworden ist, kam erst in dem Jahr 1908 bei den Ausgrabungen des Bonner Landesmuseums im Municipium von Vetera zu Tage und wurde von J. Hagen in den Bonn. Jahrb. 119, 1910, 298 Taf. 20, 28 (= CIL. XIII 12147, 80) veröffentlicht. Es lautet:

$\text{L}\text{E}\text{G}\cdot\text{V}\cdot\text{S}\cdot\text{V}\text{A}\text{L}\text{E}\text{R}\text{I}$  (rückl.)

*leg(ionis) (quintae), S(exti) Valeri(i)*.

Das Monterfelder Bruchstück ist demnach nicht ein Ziegel der *legio VI*, wie Janssen aus der irrigen Lesung  $\text{VI}$  schloß, sondern ein seltener Stempel der *legio V*

<sup>1</sup> Dem Archäologischen Institut zu Utrecht sei für die Erlaubnis der Veröffentlichung und dem Herrn Archivdirektor Dr. van Schilfgaarde in Arnheim für die Vermittlung des Lichtbildes auch an dieser Stelle gedankt.

*Alaudae*. Dieser Monterfelder Ziegelstempel hat deshalb einen ganz besonderen archäologischen Wert, weil seine Herstellung sich ziemlich genau datieren läßt. Denn der römische Brauch, einen Mann mit seinem Vor- und Gentil-Namen — wie hier den *Sextus Valerius* — zu benennen, hört, wie die am Rhein und an der Lippe gefundenen römischen Stein- und Toninschriften bezeugen, kurz nach dem Jahre 42 n. Chr. auf, ein Kriterium, auf das u. a. schon R. Weynand (Bonn. Jahrb. 108/109, 1902, 144) hinwies. Andererseits kann die Verwendung römischer Ziegelstempel, wie gewisse Anzeichen ergeben, kaum vor der Regierung des Kaisers Claudius begonnen haben. Der Stempel des *Sex. Valerius* stammt demnach etwa aus dem Jahre 40 n. Chr. und gehört zu den ältesten rheinischen Legionsziegelstempeln.

Merkwürdigerweise gibt es im Rheinland nur von der *legio V* derartige 'Namensstempel', die, wie bereits E. Ritterling in seiner Einleitung zu der Sammlung rheinischer Legionsziegel im CIL. XIII hervorhob, ihre Entstehung in der claudischen Zeit bekunden. Es sind ihrer nicht viele: nach dem Ausweis des CIL. XIII 12147—12151 kommen nur noch ganz wenige Stempel mit den Namen *Q. Iulius*, *T. Lusenus*, *M. Manilius*, *P. Satrius* und *C. Sev*(...) in Betracht. A. Oxé.

## Besprechungen.

### A. Jirku, Die ältere Kupfer-Steinzeit Palästinas und der handkeramische Kulturkreis.

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1941. 17 S., 11 Taf., 1 Karte. Preis: Kart. RM. 4.—.

An der Hand einer Anzahl von Formen zumeist keramischer Art will der Verfasser des Schriftchens aufzeigen können, daß in Palästina während der dortigen älteren Kupfer-Steinzeit eine Zuwanderung nichtsemitischer Volkselemente aus dem großen handkeramischen Kreise Mitteleuropas und seiner südöstlichen Randgebiete stattgefunden hat. Auf den Tafeln werden 30 vermeintliche Parallelen mit Beispiel aus Palästina und Gegenbeispiel aus Europa (Bayern, Böhmen-Mähren, Schlesien, Ungarn, Serbien, Makedonien, Spercheiosebene) vorgeführt, die im Text mit weiteren Nachweisen zu den vorgelegten Typen kurz behandelt werden. Da die Kupfer-Steinzeit in Palästina das ganze 4. vorchristliche Jahrtausend einnehmen soll (der ältere Abschnitt, Teleilat Ghassul IV—I, Jericho VIII u. a., vor 3300 bzw. 3400 v. Chr.), will der Verfasser zugleich auch die Anfänge unserer europäischen Bandkeramik, die er allerdings auch noch um 2500 v. Chr. und vielleicht noch etwas später bestehen läßt, bis an den Beginn des 4. Jahrtausends hinaufrücken. Wenigstens nach seiner Ansicht müssen die der europäischen Vorgeschichte für diese fernen Zeiten noch fehlenden chronologischen Hilfsmittel eben auf Grund der beigebrachten „Parallelen“ aus Palästina geholt und deshalb unsere ältere Bandkeramik noch rund ein Jahrtausend über den bisherigen Ansatz (z. B. Buttler 2800 v. Chr.) zurückverlegt werden.

Sehen wir uns zunächst die Vergleiche an, mit deren Hilfe der Verfasser seine wunderlichen Aufstellungen stützen zu können glaubt.

Ein Teil dieser vermeintlich überzeugenden „Parallelen“ ist derart, daß weder der Archäologe noch der Ethnograph es wagen würde, sie überhaupt für Schlüsse von solcher Tragweite heranzuziehen. Es handelt sich dabei um herzlich belanglose Übereinstimmungen, die kaum einmal als „ethnographische Parallelen“ anzusprechen wären und wie man sie ebensogut aus anderen Zeiten und für andere Teile der Erde herausgreifen könnte. Das gilt für die Wirtel in Scheibenform (Nr. 28), die Handmühlplatten (Nr. 27), die Schleifplatten (Nr. 25), die Seihgefäße (Nr. 23. 24), die Geflechtabdrücke auf Böden von Gefäßen, die vor dem Brennen auf Matten und dergleichen gestellt wurden (Nr. 21. 22), und die mit Tupfen verzierten oder durchlochten Griffzapfen an